

Der Humorist



Freibellage zum «Wiesbadener General-Anzeiger».



Nr. 6.

Donnerstag, den 9. Februar 1905.

20. Jahrgang.

Nur Muth!

Zwei Feldherr'n sind schon dekorirt
Und tragen hohe Orden.
Ward Roschdestwenski auch beehrt?
Ist er vergessen worden?

Hat er denn an der Doggerbank
Umsonst gezeigt sein Können?
Will man ihm für die Heringschlacht
Kein Ehrenzeichen gönnen?

Der Zar hat keine Lust dazu,
Er ist verstimmt einstweilen,
Auch in Berlin scheint man diesmal
Sich nicht zu übereilen.

Doch sei getrost, o Admiral!
Bald naht als milber Spender
Der lustige Prinz Karneval,
Er hat viel Ordensbänder!

Humor im Berliner Gerichtssaal.

Mantendelein.

Frau Marie Körner hat Fräulein P., eine hochanständige Dame in Gegenwart Fremder so schwer beleidigt, daß nun Frau Körner vor dem Richter steht, um sich dieserhalb zu verantworten.

Richter: Woher kannten Sie überhaupt Fräulein P.

Angell.: Gott bewahre, wat wird wejen so Gene blos for Wesens jemacht? Woher id die kannte? Ganz einfach, se kam immer zu mein möblirten Herrn jeloosen, acht Dage lang hirtetereinander, immer von eens bis um halb drei. Un wenn man von't Zimma-Bamiethen lebt, da muß man ooch uf Anständigkeit halten, weil mir sonst de Polizei uf'n Pudel sibt, un bet möchte id nich jern.

Richter: Was war denn der Zimmerherr?

Angell.: Det war 'n Maler. Der saß 'n ganzen Dach zu Hause un schmierete. Id kann't ieverhaupt nich leiden, wenn meine Herrn 'n ganzen Dach uf de Bude sigen. Un zu den kam der Freilein immer geloosen. Un wie id bet mir bei dem Maler verboten hatte, da lachte er mir int Gesicht rin un meente, id könnte ganz beruhigt sind, bet is blos 'ne jute Bekannte von ihn, un jinge ihn jar nichts an, et war de Braut von sein besten Freind. „Det is ja noch schlimmer“, saachte id nu in meine moralische Entrüstheit, „mit de Braut von Ihr'n besten Freinde sind Se alle Dage 'n paar Stunden zusammen? Feu Deibel!“ Un da lachte der Maler mir noch doller in't Gesicht rin, un floppete mir uf de Schulter, un id sollte mir um ihn un um der Freilein keene jrauen Haare wachsen lassen. Id vaschluckte nu mein Aetjer un hatte mir vorjenommen, uf die Beeden 'n bisken ufzupassen. Un een Morjen, wie id bei den Maler 'n bisken reene mache, da liecht uf de Erde 'ne Haarnabel un een Einsted-Kamm. „Aha!“ denke id, „nu ha't die Beeden atappt. Un wie der Maler kommt, da zeige id ihn, wat id jefunden habe, un da lacht mir der Maler, nee da jrinstet er mir in't Gesicht rin un meente, bet Freilein mißte sich't bei ihm bequem machen, un wenn se käm, da machte se sich immer de Haare uf, un erst wenn se jinge, da drehte se sich wieder ihren Dutt zusamm' bet id anständig uf de Strake konnte, un dann zeichte er mir en Bild von der Mähen, jana scheene, aber mituffjemachte Haare un

mit jrohe rotthe Blumen an beede Seite von Kopp. Un nu schwefelte mir der Maler vor, bet sich sein Freind in der Freilein वालीत hätte, da war se in denselbichten Zustand jegangen, wie uf dem Bilbe, als Kakelein oder Kakebelen oder so wat ähnlicher warisch. Un nu sollte der Freind, wat jekt der Breitjam von der Freilein is, zu Weihnachten der Bild jeschonken kriegen. — Na, hierlicherweise floobte id bet nich; bet der Maler ihr malt, bet habe id zwar jesehen, aber er konnte ihr doch ooch wo anders malen. — Wie nu der Freilein wieder ruftommt, id stand jrade mit der Portjörsfrau un mit de Müllern von oben, da lachte id laut so höhnißch uf un sage „bet is se!“ Un da stiech mir doch schon de Jalle wieder uf, un id denke an den betrogenen Breitjam, un nu sagte id zu se: „Se sollte sich wat schön', zu'n eenzlichten Herrn zu loosen um sich da de Haare ufzumachen, überhaupt wo se doch 'n Breitjam hätte.“ — Ja, bet ha't se vor Benjen jesaacht, bet jebe id zu.

Richter: Das war sehr unvorsichtig von Ihnen, und Sie haben sich dadurch einer schweren Beleidigung schuldig gemacht.

Die Angeklagte wird zu 50 M. Geldstrafe verurtheilt.

Angell. (heulend). Un allens blos for meine Anständigkeit. Aber nu könn' meine Herrn for meineswejen, — Ne, nicht könn Se, deshalb bleibe id doch for de jute Sitte un for de Moral.

Ein praktisches Kochbuch.

„Ich habe eine kleine Ueberraschung für Dich gekocht, Henry“, sagte die junge Frau, „einen Mandelpudding zum Nachtisch. Das Rezept habe ich aus dem „Praktischen Kochbuch“, das ich zur Hochzeit geschenkt bekommen habe. Es ist riesig einfach. Solch ein Kochbuch ist doch famos, nicht wahr, Schatz? Ich bin überzeugt, der Pudding ist großartig geworden.“

Henry lächelte ungläubig, und als er den Pudding zu Gesicht bekam, stiegen starke Zweifel an dessen Großartigkeit in ihm auf. „Ich kann nicht sagen, daß ich ihn so besonders mag, sagte er nach dem ersten Mundvoll. „Hast Du auch genau das Rezept befolgt? Er schmeckt so sonderbar — recht komisch.“

„O, gewiß!“ entgegnete Edith mit Thränen in den Augen. „Ich kann das Rezept beinahe auswendig — hör' mal zu“, und dabei langte sie den Folianten her.

„Man nehme ein halbes Pfund geriebene Mandeln.“

„Ganz recht“, warf Henry dazwischen, mit dem Finger folgend.

Ein Pfund Puderzucker, vermische beides gut mit dem Weiß von drei frischen Eiern.“

„Stimmt ganz genau“, sagte ihr Gatte, während sie mit angehaltenem Athem fortfuhr:

„Thue zwei Gramm weißen Pfeffer dazu —“

„Pfeffer! Herrgott Sakra!“ sagte Henry verzweifelt, während er das Blatt umdrehte.

„Zwei große Wurzeln in Würfel geschnitten, einen Löffel Senf, vier geschnittene Zwiebeln, und —“

„Halt! Halt!“ rief lächelnd ihr Gatte. „Du hast es doch verkehrt gemacht. Hab' es mir gleich gedacht, mein Kind. Du hast Mandelpudding mit Frisch Stew vermengt. Du hast nämlich vergessen, die Blätter dieses „Praktischen Kochbuchs“ aufzuschneiden.“



Vor Gericht.

„Nennen Sie den Angeklagten schon längere Zeit, Herr Zeuge?“

„O ja, Herr Präsident, schon seit zwanzig Jahren.“

„Und glauben Sie, daß er einen solchen Diebstahl begangen haben könnte?“

„Baron, Herr Präsident, um wieviel handelt es sich?“

Unter Kollegen

Zwei Maler unterhalten sich über ihren Kollegen B., einen Kunstmaler, der kaum noch einen ganzen Rock auf dem Leibe hat.

„Man darf es ihm nicht übel nehmen“, sagt der eine, „er ist so schrecklich arm.“

„Arm kann man schon sein“, erwiderte der andere, „aber man darf damit nicht prahlen.“

Lebensisch

Dame: „Ach, was hilft wohl gegen mein Zahnrücken?“

Bahnarzt: „Bahn reiten!“

Kann vorkommen.

Kommis: „Da ist ein Mann, der will den Rock, der mit 30 A ausgezeichnet ist, für 16 A haben.“

Chef: „Unverschämter Kerl das! Geben Sie 'n ihm.“

Gespräch im Eisenbahnwagen

„Sie machen sicher Kopfarbeit, mein Herr — Sie sehen so müde, so abgepannt aus.“

„Ich bin es auch!“

„Ich möchte nicht indiscret fragen — aber Sie sind gewiß Schriftsteller oder Poet?“

„Ach nein! Ich bin Friseur!“

Doppelsinnig.

„Dichtet Ihr Sohn noch immer?“

„Ja, es ist noch immer die alte Leier.“

Wortspiel.

Einige Herren, Mitglieder einer Liedertafel, brachten ein paar allerliebste Tafellieder zum Vortrag.

Grob

A: „Nach meinem Aeußeren würden Sie mich nicht für einen Schauspieler halten.“

B: „Nach Ihrem Komödienpielen aber auch nicht!“

Vom Exercierplatz.

„Rekrut Halbmußler, an Ihnen fehlt doch immer was! Sie würden als Tausendfüßler sicher nur 999 Füße haben!“

Beim Tanz.

Miß Agathe: „Darf ich Ihnen vielleicht eine zweitweilige andere Tanzmethode anempfehlen?“

Viel versprechend.

Mr. Stormy: „Werde die Meinige und ich werde Dich wie einen Engel behandeln.“

Miß Mich: „Daran zweifle ich nicht im Geringsten. Nichts zu essen und noch weniger anzuziehen. Nein, danke schön.“

Wiedervergeltung.

„Waren Sie gestern in dem großen Konzert?“ fragte der Kunde den Barbier.

„Nein, mein Herr“, antwortete der Haarschneider, „ich halte nicht viel von diesen musikalischen Größen. Diese Leute lassen sich nämlich nie das Haar schneiden und, da sie mich niemals besuchen, sehe ich nicht ein, weshalb ich zu ihnen gehen soll.“

Eine Schläue.

Mrs. Landsdowne: „Haben Sie ein Zeugniß von Ihrer letzten Stelle?“

Stellensuchendes Dienstmädchen: „Nein, Madame ich habe es zerrissen.“

Mrs. Landsdowne (erstaunt): „Zerrissen? Wie dumm von Ihnen!“

Stellensuchendes Dienstmädchen: „Das würden Sie nicht sagen, Madame, wenn Sie es gesehen hätten.“

Naiv.

Neuer Einwohner: „Raucht der Schornstein immer so wie heute?“

Hauswirth: „O nein! Nur wenn Feuer auf dem Herd ist.“

Schrecklicher Traum

„Sie machen ja ein furchtbar verstörtes Gesicht, Herr Graf?“

Graf Büdler: „Ja, denken Sie sich, mir hat letzte Nacht geträumt ich sei in die Hölle gekommen und mußte dort mit dem kleinen Cohn in einem Kessel schmoren!“

Gut gesagt.

Gerichtsdienner (der einen Dieb beim Wäschehehlen auf dem Boden des Amtsgerichts ertappt): „Was machen Sie denn hier?“

Dieb: „Ich bewege mich auf dem Boden des Gesetzes.“

Auch eine Musik.

Lehrer (zu dem kleinen Otto, der mit dem Schieferstift auf der Tafel frägt): „Otto, was machst Du denn da?“

Der Nebenschüler von Otto: „Er macht Tafelmusik, Herr Lehrer.“

Dummbreiß.

Zu dem Kurator einer größeren Stiftung kommt eine Frau, die Wittve eines verdienten, aber früh gestorbenen Beamten, der eine Rente von neunhundert Mark pro Jahr bewilligt ist.

„Run, was wünschen Sie denn, liebe Frau?“

„Ach, Herr Stadtrath, ich wollte mal fragen, ob mir nicht diesmal neben meiner Rente noch ein größerer Extrabetrag bewilligt werden könnte.“

„Um wieviel handelt es sich denn und wozu brauchen Sie denn die Summe?“

„Ach, ich brauche 1200 A zu einer nothwendigen Extraausgabe.“

„Ja, aber ich muß unbedingt den Zweck dieser Extraausgabe kennen!“

„Ach, ich muß nämlich 1200 A Erbschaftsstempel bezahlen.“

Nur Geduld

Schauspielerin: „Der Arzt hat mir eine Luftveränderung verordnet.“

Direktor: „Um, lassen Sie nur erst meine Frau aus der Sommerfrische kommen, dann weht ohnehin wieder 'n anderer Wind.“

Ein Kunstbarbar.

Herr (auf einer Soiree): „Ach, da nähert sich ja die Tochter des Hauses dem Flügel, das Konzert soll also losgehen.“

Dame: „Gewiß, es ist auch schon Zeit.“

Herr: „Ach, wäre doch lieber Schonzeit!“

Galgenhumor

Schusterjunge (der von seinem Meister gebeutelst wird): „Ach Meister, ich floobe, Sie benützen meine Ohren als Musikstärker!“

Barfahrend.

„Sie sind in Trauer, Herr Müller?“

„Ja, die Mutter meiner Frau ist kürzlich gestorben!“

„Mein Beileid! — Aber warum sagen S' denn nicht gleich Schwiegermutter?“

„Ja, schau'n S', sie war halt eine gute Seele!“

Wie gewünscht

Gefängnißdirektor: „Am Ersten eines jeden Monats dürfen Sie Besuch empfangen!“

Weibliche Strafgefangene (erfreut): „Ach, wie hübsch, an diesem Tage hatte ich auch sonst immer meinen Jour!“

Guter Rath.

Heirathslustige: „Ich habe zwei Duzend Ragen; mein Zukünftiger müßte also ein Ragenfreund sein!“

Heirathsvermittler: „Ganz recht; da nehmen Sie einen Gastwirth!“

Im Eifer.

Befannter: „Also eine von Ihren Töchtern hat sich im Bade verlobt; welche denn?“

Hausherr: „Ja da muß ich erst den Brief noch einmal durchlesen; einstweilen habe ich nur rosch meine Einwilligung hitelegraphirt!“

Splitter.

Eines der sinnreichsten Worte unseres heutigen Sprachgebrauchs ist das Wort „Heirathskandidat.“ Es beweist, daß der Betreffende einer schweren Prüfung entgegengeht.

Schnöder Verdacht.

Barbier (zum Redakteur): „Meine Scheere fehlt mir, Herr Doktor — haben Sie dieselbe vielleicht in Gedanken eingesteckt?“

Notationsdruck und Verlag der Wiesbadener Verlags-Anstalt Emil Vonnert in Wiesbaden. Verantwortlich für die Redaktion: Chefredakteur Moritz Schäfer, Wiesbaden.



Nr. 34.

Donnerstag, den 9. Februar 1905.

20. Jahrgang

Das Majorat.

Roman von Ewald August König.

Fortsetzung.

Nachdruck verboten.

„Leontine von Schwind,“ erwiderte Dagobert, „eine sehr liebenswürdige junge Dame, Du würdest vielleicht eine Freundin gewinnen, wenn Du ihre Bekanntschaft machen wolltest.“

„Sehr gern, aber da ich von Deiner Mama nicht eingeladen bin, kann ich nicht in ihre Wohnung kommen. Sei so gut und führe das Fräulein in den Park, ich werde in einer halben Stunde dort sein.“

Dagobert nickte zustimmend, er fand bei der Rückkehr seine Mutter in eifriger Unterhaltung mit dem Jugendgeliebten; so fiel ihm selbst die Aufgabe zu, mit Leontine ein Gespräch anzuknüpfen.

Er berichtete ihr den Wunsch seiner Cousine, sie theilte ihn, auch sie schaute sich nach einer Freundin, die sie bei ihrer zurückgezogenen Lebensweise bisher hatte entbehren müssen.

Zu Lebzeiten ihrer Mutter war kein Friede im Hause und also auch kein inniger Verkehr mit befreundeten Familien möglich gewesen, später hatten die finanziellen Verhältnisse dem Rittmeister nicht gestattet, seiner Tochter diesen Verkehr zu verschaffen.

Glückliche Bekanntschaften waren freilich zuweilen angeknüpft, aber auch bald wieder vergessen worden, die Verschiedenheit der Anschauungen und der Charaktere hatte schon in der ersten Stunde einen innigen Freundschaftsband unmöglich gemacht.

Das alles erzählte Leontine mit freimüthiger Offenheit, und nach dem Dejeuner bat sie Dagobert, nun sein Versprechen zu erfüllen.

Gedankenvoll ruhte der Blick der Baronin auf der Thür, hinter der die beiden verschwunden waren.

„Ich weiß nicht, ob ich es billigen soll, daß Leontine mit der Baroness Freundschaft schließt,“ sagte sie, „ich werde dadurch auch in die Nothwendigkeit versetzt werden, Theodore öfter bei mir sehen zu müssen.“

„Hast Du an dem Charakter der Baroness irgend etwas zu tabeln?“ unterbrach der Rittmeister sie.

„Nein, Hans, nicht das Geringste. Sie ist einfach, natürlich und bescheiden, sie hat ein gutes Herz und ein tiefes Gemüth, und ich glaube, daß sie Haus Eichendorff noch in dieser Stunde verlassen würde, um uns das Feld zu räumen, wenn dies von ihrem Willen allein abhinge.“

„Nun, so übertrage den Haß gegen ihren Vater nicht auf sie, Abelsunde,“ sagte der Rittmeister, „Du schaffst dadurch nur Dir selbst Unannehmlichkeiten, und es ist ein ungerechter Haß.“

„Ich hasse sie auch nicht!“

„Aber Du bist kalt und zurückhaltend gegen sie, und sie hat doch nichts gethan, was Dich dazu berechtigte. Vierte ihr Freundschaft an, und sie wird Dich verehren und lieben. Die Einsamkeit, die Du Dir hier geschaffen hast, taugt nicht für Dich, Abelsunde, Du darfst nicht grübeln über vergangene Dinge, die ja doch nicht geändert werden können, mußt mit frohen Menschen verkehren, um selbst wieder froh gelant zu werden!“

„Das ist vorbei,“ sagte die Baronin, leicht das Haupt wiegend, „die ungetrübte Heiterkeit des Gemüths habe ich seit mei-

nem Hochzeitstage nicht mehr gekannt. Was war mein Leben seit jenem Tage? Eine lange Kette von Enttäugungen; ich bin nun zu alt geworden, um die sorglose Heiterkeit der Jugend wiederfinden zu können.“

„Wenn Du hier wieder Herrin bist —“

„Werde ich es jemals werden? Mir bangt vor den Intriquen, die wieder gesponnen werden.“

„Dagobert wird sich vor ihnen zu hüten wissen!“

„Dagobert ist trotz seiner Erfahrungen eine offene, vertrauende Natur, ein Kind kann ihn leiten.“

„Aber in diesem Punkte ist er gewarnt, und im schlimmsten Falle besitzt er Freunde, die ihm die Reize und Fallen zeigen können. Ich meine noch immer, es wäre der einfachste und kürzeste Weg, wenn Baroness Theodore seine Gattin werden würde. Dein Schwager hat dann kein Interesse mehr, gegen ihn zu intriguen.“

„Ich kann mich mit dem Gedanken an diese Verbindung nicht befreunden“, erwiderte die Baronin.

„Weshalb nicht?“ fuhr der Rittmeister fort, während er sein Glas noch einmal füllte. „Baron Kurt würde selbst fühlen, daß er hier nicht wohnen kann, und daß er dem Glück seines Kindes ein Opfer bringen muß, er könnte ja weite Reisen machen oder in der Stadt von seiner Rente leben. Das ließe sich schon arrangiren.“

„Möglich, Hans, aber ich werde niemals meinen Sohn zu einer Convenienzheirath überreden, ich habe an mir selbst erfahren, wie unglücklich man dadurch werden kann.“

„Wenn aber die beiden einander lieben?“

„Dann allerdings würde ich, wenn auch mit einigem Widerstreben meine Zustimmung geben. Wie ist es mit Deiner Tochter, Hans?“

Der alte Herr erhob das Glas und betrachtete mit prüfender Kennermiene die dunkle goldrothe Farbe des Weins.

„Die Antwort könntest Du Dir selbst geben“, sagte er mit einer Heiterkeit, die etwas gezwungen klang, „Leontine ist gewiß ein gutes und hübsches Mädchen, einfach und häuslich erzogen, sie macht keine Ansprüche und würde den Mann, der sie liebt, glücklich machen, aber sie bringt nichts mit, und sie hat auch keine Gelegenheit, junge Herren kennen zu lernen. Ich muß mit meinem bishen Gelde haushalten, Abelsunde; von dem großen Vermögen meiner Frau war bei ihrem Ableben kaum so viel übrig, daß ich die Schulden tilgen konnte, da lassen sich keine Sprünge machen, und einem Bucherer in die Hände zu fallen, erschien mir immer als der Schrecklichste der Schrecken.“

„Und wenn nun ein Bürgerlicher Deine Tochter liebt?“ fragte Baronin Abelsunde in scherzendem Tone.

„So würde ich seinen Charakter, seine Bildung und die Stellung, die er einnimmt, sehr genau prüfen —“

„Der bürgerliche Name wäre also kein Grund für Dich, Deine Zustimmung zu verweigern?“

„Nein, Abelsunde, so hoch ich auch mein altes fliederreines Wappen halte, ich weiß nur zu gut, wie sehr es verrostet ist.“

So, wenn ich die Wahl hätte zwischen einem reichen Edelmann und einem Bürgerlichen, dann läge die Sache anders."

"Und wenn Leontine diesen Edelmann nicht liebte?"

"Die Liebe setze ich voraus!"

"Also würdest auch Du Dein Kind nicht zu einer Conventionsheirath zwingen?"

"Nimmermehr!"

"Ich will offen mit Dir reden, Hans", sagte die Baronin, indem sie sein leeres Glas abermals füllte und ihm dann mit einem treuerherzigen Blick ins Auge schaute. "Mein Bruder liebt Leontine, und täuschen meine Beobachtungen mich nicht, so wird seine Liebe erwidert; was würdest Du ihm antworten, wenn er sie zur Gattin begehrte?"

Der Rittmeister hatte die Brauen hoch emporgezogen, das Erstaunen, das aus seinen weitgeöffneten Augen sprach, zeigte einen freudigen Ausdruck.

"Dein Bruder ist ein Ehrenmann", erwiderte er, ihr die Hand reichend, "sein Vater war General und seine Schwester ist Baronin, wie könnte ich in dieser Verbindung eine Mesalliance erblicken? Ich würde mit frohem Herzen meine Einwilligung geben, Abulgunde; die schwere Sorge um die Zukunft meines Kindes wäre mir von der Seele genommen. Hast er Dich beauftragt, diese Frage an mich zu richten?"

"Ich leugne es nicht, aber ich erwarte auch, daß Du ihm gegenüber Deine Unbefangenheit bewahrst. Er wird nach Tisch herauskommen, um mich zu besuchen, verrathe ihm nichts."

"Nein, nein", erwiderte er erregt, "aber hast Du ihn auch darauf vorbereitet, daß Leontine nichts hat außer ihrer Tugend, ihrer Schönheit und ihrem ehrenvollen Namen?"

"Er weiß es!" rief sie. "Aber nun laß mich auch eine Frage an Dich richten: Weiß Leontine, daß mein Bruder sie liebt?"

"Diese Frage kann ich nicht beantworten. Meine Tochter weiß nur, daß sie ihm nicht gleichgültig ist."

"Und sie selbst? Hast Du irgend eine Entdeckung gemacht, die vermuthen läßt, daß sie seine Liebe erwidert?"

"Ich glaube wohl, sie war entzückt von ihm, als sie ihn bei Dir kennen lernte, er begleitete uns ja noch am Abend nach Hause, sodann kam er am nächsten Tage, um uns seine Aufwartung zu machen, und seitdem spricht sie häufig von ihm. Wenn sie auch jetzt ihn noch nicht liebt, so achtet sie ihn doch sehr hoch."

"So glaubst Du also, daß er keinen Anstoß zu befürchten hat?"

"Sicher nicht, und bittet sie sich Bedenkzeit aus, so werde ich ihr schon die Vortheile klar machen, die in dieser Heirath liegen."

"Nur keinen Zwang, Hans! Vergiß nicht, daß wir beide solchem Zwang so manche trübe Stunde verdanken."

"Ich werde das niemals vergessen, so lange ich lebe! Und dennoch, Abulgunde, hätte ich Dir das Loos bieten können, das der Baron von Darboren Dir bot? Er hat Dich geliebt, Du kannst es nicht leugnen, und wäre er nicht so bald gestorben, auf den Händen würde er Dich durch's Leben getragen haben."

"Und glücklich wäre ich trotzdem nicht an seiner Seite geworden", erwiderte die Baronin, starr vor sich hinblickend. "Sie haben das später als Grund meiner Geistesstörung angeführt, sie behaupten, die Heirath mit dem ungeliebten Manne hätte mich wahnsinnig gemacht. Oh, mich ergreift noch manchmal die Lust, mich auf's Pferd zu schwingen und in die weite Ferne ziel- und planlos zu jagen."

"Abulgunde!" warnte der alte Herr erschreckt.

"Sei ohne Sorge, ich bin im Irrenhause zahm und ruhig geworden", spottete sie, mit der Hand über die Stirne fahrend. Dagobert und Leontine kehrten in diesem Augenblick zurück, der Kammerdiener meldete, daß servirt sei.

Sie gingen in das Speisezimmer, das neben dem Boudoir lag.

Die Suppe wurde schweigend eingenommen, dann aber machte Leontine aus ihrem Entzücken über die neue Freundin kein Geheim.

Sie hatte sich schon eng mit Theodore befreundet und bat um Erlaubniß, sie nach der Tafel in ihrem Boudoir aufsuchen zu dürfen.

Das Antlitz der Baronin umwölkte sich, sie verstand den warnenden Blick des Freundes und schwieg.

Durch dieses Schweigen entstand bald eine gedrückte Stimmung, die Versuche des Rittmeisters, durch einige Scherze die Unterhaltung wieder in Fluß zu bringen, mißlangen.

Sobald die Tafel aufgehoben war, entfernte Dagobert sich, er konnte seiner Sehnsucht nach der Försterstochter nicht mehr gebieten.

Er eilte in sein Zimmer und kleidete sich dort um. In grüner Jagdjoppe, mit der Büchse auf der Schulter verließ er bald darauf das Haus, um mit raschen Schritten den Weg zum

Walde einzuschlagen. Er hatte Leontine und Theodore, die beiden reizenden Frauengestalten, vor Tisch im Park beobachtet, sie konnten den Vergleich mit seinem Köschchen nicht aushalten.

Das Försterhaus war bald erreicht, nur einen Büchschuß noch war er von ihm entfernt, als er stehen blieb.

"Ach, wie ist's möglich dann,

Daß ich Dich lassen kann!

Hab' Dich von Herzen lieb,

Das glaube mir!

Du hast das Herz mein

So ganz genommen ein,

Daß ich kein and'ren lieb',

Als Dich allein!"

Das alte, ewig schöne Volkslied klang ihm, von einer gluckenhellen Altstimme gesungen, leise entgegen, dazwischen hörte er die Akkorde des Klaviers.

Die Fertigkeit Köschchens im Klavierspiel hatte er schon kennen gelernt und die Tiefe und Innigkeit bewundert, die sie in daselbe hineinlegte; aber er wußte noch nicht, daß sie eine so vortreffliche Sängerin war.

Köschchen begann die zweite Strophe, leise, auf den Fußspitzen näherte Dagobert sich dem kleinen Hause.

Ringsum herrschte tiefe Stille, die Hunde, die ihn sonst mit freudigem Bellen zu begrüßen pflegten, schlugen nicht an, ein Fenster des Wohnzimmers stand offen, Köschchen, die am Piano saß, wandte ihm den Rücken.

"Wär' ich ein Vögelein,

Wollt ich bald bei Dir sein,

Scheut' Falk' und Habicht nicht,

Flög schnell zu Dir.

Schöß' mich ein Jäger todt,

Fiel' ich in Deinen Schooß,

Sähest Du mich traurig an,

Gern stürb' ich dann!"

Hastig erhob Köschchen sich, Dagobert hatte unwillkürlich die beiden letzten Verse mitgesungen.

Ihr Antlitz war von Purpurgluth übergossen, als er eintrat, sie reichte ihm die Hand, ohne ihn anzusehen.

"Wem galt das Lied, Köschchen?" fragte er mit bebender Stimme.

"Niemandem, Herr Baron", antwortete sie. "Muß man denn stets an eine bestimmte Person denken, wenn man ein Lied singt?"

"Ich meine: ja. Sie haben noch nie in meiner Gegenwart gesungen, und Ihre Stimme ist doch so entzückend schön!"

"Ich kann nur dann singen, wenn ich allein bin", erwiderte sie, während sie das Piano schloß und an ihrem Nähtisch Platz nahm. "Sie wollen mir eine Schmeichelei sagen, Herr Baron, ich weiß selbst, wie wenig stolz ich auf meine Stimme sein darf."

"Kennen Sie mich noch so wenig, daß Sie glauben können, ich werde jemals anders reden, als ich denke?"

"In diesem Falle ist's ja keine Sünde", scherzte sie, und jetzt traf ihn ein schelmischer Blick aus ihren braunen Regaugen.

Er hatte einen Stuhl an den Nähtisch gerückt und an ihrer Seite sich niedergelassen, ihr Blick trieb ihm das Blut heiß in Stirn und Wangen.

"Ihnen eine fade Schmeichelei zu sagen, Köschchen, das würde ich für eine Sünde halten", erwiderte er, "sien Sie versichert, daß ich Ihnen gegenüber stets wahr sein werde."

"Auch dann, wenn die Wahrheit mir unangenehm sein müßte?"

"Ja auch dann, aber ich glaube nicht, daß dieser Fall jemals eintreten wird."

"Niemand ist ohne Fehler!"

"Zugegeben, Köschchen, aber es giebt lebenswürdige Fehler, die man gerne sieht."

"Das kann ich mir nicht denken, Herr Baron! Wenn auch kein Mensch vollkommen sein kann, so beurtheilt man doch die Fehler anderer scharf als die eigenen!"

"Immerhin liegt der Unterschied darin, mit welchen Blicken man sie betrachtet", erwiderte er.

"Wollen wir dieses Thema nicht fallen lassen?" fragte sie. "Sie waren gestern nicht hier —"

"Haben Sie mich vermisst?" fragte er rasch.

"Ich will nicht leugnen, daß ich Sie erwartet habe", sagte sie, die Wimpern senkend, "Sie kamen ja bisher jeden Tag!"

"Nur, um Sie zu sehen!"

"Das ist für mich sehr schmeichelhaft; aber ist es nicht rathsamer und verständiger, wenn Sie den Wald besuchen wollten, um darin zu jagen? Der Vater beschwert sich ja täglich, daß das Wild überhand nimmt, Sie würden ihm eine große Freude machen, wenn Sie recht fleißig mit jagen wollten."

Fortsetzung folgt.